
Wie wollen wir mit uns selbst umgehen?

Zum schwierigen Zusammenhang von Patriotismus und Identität

Jörg-Dieter Gauger

„Nicht vom Brot allein“?

„Patriotismus“ ist seit wenigen Jahren in Deutschland wieder ein Thema in Politik, Medien und Öffentlichkeit, es ist sogar beim „Spiegel“ angekommen: Redakteur Matthias Matussek erklärt 2006 in der „Bild“-Zeitung: „(Es) war ja regelrecht Mode, alles in den Dreck zu ziehen, was ‚deutsch‘ war ... Das ist jetzt vorbei.“; und auch Renate Künast schwärmt: „So schön kann Deutschland sein.“ Darin kündigt sich eine Verschiebung jener geistigen Orientierungslinien an, die über Jahrzehnte „political correctness“ markierten. In der Politikergeneration nach 1945 im Westen war das Motiv, aus „Liebe zum Vaterland“ zu handeln, eine solche Selbstverständlichkeit, daß man sie nicht zu betonen brauchte; daher bedurfte es auch keiner eigenen Debatte. Als Erziehungsziel wurde „Liebe zur Heimat“ (o.ä.) damals ebenfalls selbstverständliches Element vieler Landesverfassungen (nach 1989 auch in Sachsen übernommen). In der DDR mußte hingegen „sozialistischer Patriotismus“ für das „sozialistische Vaterland“ offen propagiert werden, nachdem die SED ihre Haltung zur (gesamtdeutschen) Nation geändert hatte. Versunken ist der Begriff im Westen im Gefolge der men-

talen Veränderungen der 60er Jahre, kulminierend in der 1968er Kulturrevolution, mit der alle Begriffe stigmatisiert wurden, die eine Assoziation zur Vergangenheit herstellen konnten, wobei auch die Zeit vor 1933 als „Vorgeschichte“ zu gelten hatte, als „Sonderweg“, der geradewegs von Luther über Bismarck zu Hitler geführt habe und in der deutscher Staats-Protestantismus wie auch Idealismus eine verhängnisvolle Rolle gespielt hätten. Leitbegriffe wie „Nation“, „nationale Identität“, „Nationalbewusstsein“ oder gar „Nationalstolz“ wurden als geschichtsbelastet verfemt, jeder Bezug darauf geriet sogleich in den Verdacht der Nähe „faschistischen“, „faschistoiden“, zumindest „reaktionären“ Gedankenguts. Multikulturalismus und „Europa“ wurden als einzig zugelassene Bezugsebene akzeptiert, konstruiert wurde eine ausschließlich „europäische (postnationale) Identität“, „die Welt“ wird zum kosmopolitischen Raum und der Deutsche zum ortlosen „Weltbürger“.

Warum daher heute wieder die Frage nach Patriotismus und Identität? Weil wir vor dem Hintergrund tiefgreifender Veränderungen spüren, daß wir auch auf emotionale Bindungen – eben Patriotismus – an unser Land angewiesen sind; darauf hat jüngst wieder der Historiker Fritz Stern, der Deutschland 1938 verlassen mußte, hingewiesen: Ein nationales Bewußtsein sei von fundamentaler Bedeutung für eine Gesellschaft. Kein Staat könne ohne die loyale Unterstützung seiner Bürger existieren.

Weil zum zweiten emotionale Bindungen ohne nationale Identität, das heißt das Wissen um Selbst- und Anderssein und die Zustimmung zu sich selbst, als Selbstwertgefühl, nicht entstehen können, Selbstsein und Anderssein vermitteln sich wiederum nur über historische und kulturelle Tradition und Differenz, in der Abgrenzung (nicht Ausgrenzung) eigener als wertvoll bewerteter kultureller Prioritäten, die sich von anderen kulturellen Prioritäten

unterscheiden und die daher in unserer Gesellschaft eine Leitfunktion haben.

Ein schwieriger Zusammenhang deswegen, weil sich hier veränderte politische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen und damit verbundene mentale Tiefenströmungen in der Gesellschaft derzeit noch zu einer eher unsystematischen und recht disparaten Diskussionslage verdichten. Ich will daher versuchen, eine Systematik hineinzubringen und gehe von drei Tiefenströmungen aus, die wir aktuell beobachten können:

Zum ersten spekuliert man immer häufiger, verstärkt durch die Würdigung des verstorbenen Papstes Johannes Pauls II. und das Engagement seines Nachfolgers, über eine „Renaissance der Werte“. Zwar dürften die Kirchen jetzt nicht wieder sehr viel voller werden, aber es gibt positive Signale, und wo viel Rauch ist, ist auch Feuer. Es ist sicher zutreffend, daß die Pluralisierung und Individualisierung der Gesellschaft eine Folge und Ausdruck von Freiheit ist. Aber Freiheit kann auch deutlich überfordern, wenn sie bodenlos wird. Die 68er-Utopie einer libertären Freiheit – anything goes – ist an ihre Grenzen gestoßen, Neues trat nicht an ihre Stelle; in das Vakuum ist ökonomisches Denken, die Reduktion des Menschen auf seine Funktionalität, eingezogen und durchdringt alle Lebensbereiche. Was aber über Jahrzehnte Sinn stiften konnte (über Beruf, Aufstieg, Einkommen, Karriere), verliert seine Integrationskraft: Not lehrt bekanntlich beten. Und Erschütterung macht wach.

Religion ist Welttrend, gegen die Konsumideologie, gegen die „progressive Auskühlung der menschlichen Sphäre“ (Herbert Kremp). 11. September, Islamismus, Zuwanderung, Parallelwelten sind Stichwörter für das alltägliche Aneinanderstoßen mit Fremdkultur vor der Haustür. An die Stelle von Wertrelativismus und die Verwechslung von Toleranz mit Gleichgültigkeit tritt die Notwendigkeit,

die Spannung von Identität und Differenz nicht nur auszuhalten, sondern zu gestalten, um selbst überleben zu können. Die Auseinandersetzung um einen verbindlichen Werteunterricht in Berlin jenseits konfessioneller Erziehung ist daher nicht nur ein Lokalereignis, sie stellt die grundsätzliche Frage nach der Beliebigkeit und daher der Ebenbürtigkeit der Begründung von Wertvorstellungen und letztlich auch von „Kulturen“: Kann uns alles gleichgültig sein? Oder ist alles gleichgültig?

All das, noch tastend, noch nicht deutlich konturiert, läßt wieder zunehmend erkennen, daß auch unsere Gesellschaft nicht „vom Brot allein lebt“. Als der damalige Kanzler Helmut Schmid und der damalige Oppositionsführer Helmut Kohl in den 70er Jahren über das Thema „Politik und geistige Führung“ stritten, war die Zeit dafür noch nicht reif, weil sie gar keine Notwendigkeit dafür sah, sich irgendwohin „führen“ zu lassen. Wem es gut geht, der will, daß es so bleibt. Heute geht es uns, und zwar nicht nur gefühlt, schlechter, und die Angst verstärkt sich, daß es uns in Zukunft noch schlechter gehen wird. Heute wollen die Bürger Orientierung, Orientierung aber leisten immer nur Persönlichkeit und Wertebezug der Akteure, wobei dieser Wertebezug sich in mittel- und langfristigen Ordnungsperspektiven niederschlagen und dort erkennbar sein muß. Was die SPD in der „Heuschreckenkampagne“ vorgeführt hat, war eine „Wertedebatte“; eine realistische Ordnungsperspektive war und ist hingegen nicht zu erkennen. Aber schon die „Wertedebatte“ als solche wird wahrgenommen und zeigt Wirkungen.

Zum zweiten erleben wir nicht nur in Deutschland, aber auch in Deutschland, einen politischen wie geistig-kulturellen Renationalisierungsprozeß. Die politische Loyalität der Bürger gilt immer noch „ihrem“ Nationalstaat; in Deutschland fällt 80 % zu Europa nach der „Vielfalt“ die „Bürokratie“ ein, was negativ gemeint ist. Daß Frankreich

und Holland den Vertrag über eine europäische Verfassung abgelehnt haben, hat ja, wenn man einige Fernsehinterviews verfolgt, auch etwas mit der Angst zu tun, sich nicht mehr als Holländer oder als Franzose fühlen zu dürfen; Es hat zudem etwas damit zu tun, daß es nach allen Erfahrungen nicht gelingen wird, gemeinsame soziale Standards in Europa durchzusetzen, sondern Sozialpolitik auch weiterhin die Aufgabe der Nationalstaaten bleiben muß, und „das Soziale“ hat einen hohen Stellenwert im Bewußtsein der Bürger. Und es kündigt sich darin an, daß gerade in den jungen Mitgliedsländern der EU der Status der Nation als Geschichts- und Schicksalsgemeinschaft sehr viel höher bewertet wird, als dies in den westeuropäischen Staaten, sicher aber in Deutschland, der Fall zu sein scheint. Obwohl man hier differenzieren muß: Am postnationalsten haben sich zweifellos bislang die Deutschen gegeben.

Aber auch hierzulande sind Signale und Tendenzen wieder in eine andere Richtung hinein zu beobachten. Was war denn die Kampagne gegen US-„Heuschrecken“ oder „unpatriotische“ Kapitalisten anderes als der Versuch, sich wieder „national“ zu orientieren? Oder das Wort vom „Fremdarbeiter“, mit dem Oskar Lafontaine die Debatte belebt hat? Und schwingen in der anschwellenden Klage über die zunehmende Kindermüdigkeit der Deutschen nicht auch, wenn auch latent, kulturelle Ängste mit?

Dem entspricht das offensichtliche Bedürfnis nach „nationaler Identität“; damit liegen auch die Deutschen im europäischen kulturellen Renationalisierungstrend: Heute sind 71 % „stolz“ darauf, „Deutscher zu sein“, auch Bundespräsident Köhler hat sich ausdrücklich zum „Stolz auf dieses Land“ bekannt, 85 % meinen, als Deutscher könne man genauso auf sein Land stolz sein wie ein Amerikaner, Franzose oder Engländer¹: „deutsche Quote“ im Rundfunk, „deutscher Weg“ in der Außenpolitik, das „Deutsche“ in der deutschen Kunst, „made in Germany“, Konrad Adenauer als „be-

ster Deutscher“. „Luther“, „Das Wunder von Bern“, Filme über den Widerstand gegen Hitler („Sophie Scholl“) oder über den 17. Juni 1953 finden ein Millionenpublikum. Schwarz-Rot-Gold ist Trend, in der Mode, als Accessoire, auf Gebrauchsgegenständen, und die schwarz-rot-goldenen Fahnenmeere haben wir bei der WM eindrucksvoll erlebt, die Fahnenfabriken führen Sonderschichten. Es verschwindet die Scheu, sich zu den eigenen Nationalsymbolen zu bekennen. Es steigt das Bedürfnis, sich in positiv empfundener Vergangenheit wiederzufinden, an historische und kulturelle Leistungen anzuknüpfen und sich selbst in seiner Eigenheit zu begreifen. Die Konstruktion: Multikulturalismus und Entsorgen in einer „europäischen (postnationalen) Identität“, zeigt Risse. Ja, was man für unsere Schulen immer abgelehnt hat, einen Wissens-„Kanon“ über Deutschland, das wird aktuell für Zuwanderer diskutiert.

Zum dritten werden jahrzehntelang dominierende Grundüberzeugungen und Deutungsmonopole durchbrochen. „Wohlstand“ ist nicht mehr urwüchsig, Familie ist nicht mehr „repressiv“ oder „Gedöns“, sondern unverzichtbarer, weil emotionaler Kern der Gesellschaft, „Eliten“ sind wieder erwünscht, „multikulti“ hat sich als optimistische Illusion entlarvt (das geben seit „Rütli“ sogar ihre Verfechter zu), eine Diskussion um „Leitkultur“ stößt zwar auf Begriffs-, aber keine inhaltliche Kritik mehr, die jüngste deutsche Geschichte erscheint nicht mehr nur als eine Tätergeschichte, auf Holocaust und Auschwitz zu reduzieren, sie erscheint auch als Opfergeschichte: Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung melden sich zurück. „68“ steht nicht mehr nur für Aufbruch, es wird auch Dekultivierung, Niedergang und Verlust konstatiert, das läßt sich besonders kraß am Bildungswesen nachweisen, dessen damalige „Reformen“ heute ihre Spätfolgen zeigen. Aber auch bei der hedonistischen Verlagerung der Wertpräferenzen, dem Traditionsabbruch und deren gesellschaftlichen

Folgen. Es verschiebt sich die moral- und geschichtspolitische 68er-Tektonik der Republik.

Der erneute geschichtspolitische Paradigmenwechsel der letzten Jahre hatte das klare Ziel, Themen wie Flucht und Vertreibung (Günter Grass) oder Bombenkrieg (Jörg Friedrich) nicht den „Rechtsgestrickten“ zu überlassen: Die Konzentration auf die Täterrolle wird nicht mehr als geeignet betrachtet, das Identitätsbedürfnis der Gesellschaft zu befriedigen: Es bedarf auch der eigenen Opfergeschichte. Dafür übergeht die „Linke“ vornehm ihren vorgegangenen Beitrag zur Eliminierung solcher Themen aus Medien und Bildungseinrichtungen: als ob die Tabuisierung alles „Nationalen“ bis hin zu sog. „Sekundärtugenden“ irgendwie über uns gekommen wäre.

All diese Strömungen und Mentalitätsveränderungen bündeln sich in der aktuellen Patriotismusdebatte, die keineswegs nur „konservativ“ geführt wird, sondern auch bei den Sozialdemokraten Resonanz findet. Daß Eckhard Fuhr, der Feuilleton-Chef der WELT, in einem vielbeachteten Essay „Wo wir uns finden“ dafür plädiert, Sozialdemokratie und Patriotismus (wieder) zusammenzudenken, bestätigt diesen Eindruck.

Diffuse Debatten

Versuchen wir vor diesem Hintergrund zunächst, den Begriff „Patriotismus“ etwas sinnvoller zu füllen, als dies in der öffentlichen Verwendung allzuhäufig geschieht. Denn nur mit dem Kampfbegriff – Stigmatisierung einer anderen Gruppe als „unpatriotisch“ – Gerhard Schröder u. a. – oder der Betonung „deutscher Interessen“ – Angela Merkel auf dem Düsseldorfer Parteitag der CDU 2004 – ist es ja nicht getan. Wer definiert „deutsche Interessen“?

„Liebe zum Vaterland“, das macht gemeinhin den se-

mantischen Sinn des Begriffs „Patriotismus“ aus: Bundespräsident Heinemann, dem wohl niemand absprechen wird, „Patriot“ gewesen zu sein, hat einmal gesagt, er liebe nicht den Staat, sondern seine Frau. Damit wollte er deutlich machen, daß Liebe im herkömmlichen Sprachgebrauch eine tiefe emotionale Beziehung zweier Menschen sei, daß aber der Staat/die Nation niemals diese emotionale Tiefe erreichen könne und auch nicht erreichen dürfe. Er mahnte damit vor jener Form von „Liebe“, die Deutschland soviel Unheil eingebracht: „Wir lieben unseren Führer“!, kritiklos maßlos, ekstatisch, selbstzerstörerisch. Wenn daher Bundespräsident Köhler seit Beginn seiner Amtszeit mehrfach seine „Liebe zu unserem Land“ unterstrichen hat, dann meinte er jene Form von „Liebe“, die sich in selbstverständlicher, stiller Zuwendung zu dem konkretisiert, was einem etwas wert ist: Ich lebe gerne in diesem Land, dieses Volk, dieses „Deutschland“ ist mir etwas wert, ich will etwas für dieses Land tun. Aber: Was folgt daraus für unser Land? Welche Konsequenzen sind aus der „Liebe zum Vaterland“ zu ziehen?

Das Anliegen, das sich hinter diesen tastenden Versuchen verbirgt, einen Begriff und damit eine Lebenseinstellung wieder zu etablieren ist offenbar das Bedürfnis nach geistiger Ortsbestimmung. Die Frage treibt um, was die Gesellschaft zusammenhält. Die Sorge ist, daß sie weiter auseinanderdriftet, sich weiter pluralisiert, gar atomisiert, zugleich in Resignation, Pessimismus, Zukunftsangst, Extremismus verfällt. Diesen lähmenden Effekten gilt es entgegenzutreten: Um die Zumutungen notwendiger „Reformen“, weiterer Einschnitte ins soziale Netz, die steigende Ausdifferenzierung nach arm und reich, Arbeitsplatzbesitzern und Arbeitslosen, gut Qualifizierten und schlecht Qualifizierten emotional aufzufangen und die Herausforderungen der Zukunft als gemeinsame Aufgabe verstehen zu lassen, bedarf es eines Gefühls der Zusammengehörigkeit,

eines tieferen nationalen Bandes, wird der Gemeinschaftsaspekt von Gesellschaft wieder betont: Wir sitzen alle in einem Boot, das ist unser Boot Deutschland, daher rudern wir gemeinsam: Opferbereitschaft, Anpacken, Optimismus – wir schaffen es – Selbstvertrauen, Selbstbewußtsein, bürgerschaftliches Engagement sind dann die damit zu verbindenden Wirkungen. Es ist ein fast schon geflügeltes Wort, daß die Deutschen nach dem Krieg positive nationale Gefühl im wesentlichen auf D-Mark, Sozialstaat und Fußballerfolge gründeten. Nicht ohne Grund wollte die Bundesregierung 2006, damals noch Wahljahr, eine fußballinspirierte Kampagne führen – 1. FC Deutschland 2006. Nur was passiert jetzt, wo wir das Ziel Weltmeisterschaft nicht erreicht haben? Und was ist, wenn v. a. die Wirtschaftskraft und damit die integrierende Kraft des Sozialstaates weiter schwinden? Ich habe im Geschichtsunterricht noch gelernt, daß das Aufkommen des Nationalsozialismus ganz wesentlich mit jenen Millionen Arbeitslosen zusammenhing, die hoffnungslos auf der Straße standen. Das scheint heute nicht mehr zu gelten, aber wir stehen ja noch nicht am Ende einer Entwicklung, die auch unter Globalisierungs- und demographischen Gesichtspunkten noch große Probleme mit sich bringen wird.

Zur Klärung des Begriffs

Vor dem hier skizzierten, eher noch diffusen Hintergrund ist zunächst einmal eine Klärung des Begriffs notwendig. Eine solche Klärung kann nur historisch geschehen: Was wurde in der Geschichte des Begriffs mit diesem Begriff verbunden, um von dort auf die Gegenwart zurückzufragen.

Der Begriff des „Patrioten“ (aus dem Griechischen) ist alt, seine moderne Form gewinnt der Begriff „Patriotis-

mus“ allerdings erst in der Aufklärung, v. a. in Frankreich. Dort verbindet sich die „*amour de la patrie*“, zu der man erziehen will, erstmals mit dem der Demokratie und der demokratischen Freiheit: Nur dem freiwillig agierenden, mitentscheidenden Bürger, nicht dem Untertan, wird auch das Wohl seines Landes ein echtes, weil eigenes Anliegen sein. Zudem verbindet sich damit der Gedanke des Kosmopolitismus, begründet auf dem universellen Anspruch der französischen Revolution nach 1789: Es sei die besondere Mission der Grande Nation, ihre Prinzipien in ganz Europa und sei es mit Gewalt durchzusetzen. Auch in Deutschland setzt sich der Begriff im 18. Jahrhundert durch – so haben sich etwa Kant und Fichte an der Debatte beteiligt –, wobei er hier seine besondere Kontur durch den des Gemeinwohls erhält. Ich greife nur eine der vielen deutschen Definitionen heraus. Friedrich Carl von Moser hält 1767 den für einen „wahren Patriot, welcher mit einer gründlichen Kenntnis der Gesetze und Verfassung, der Quellen der Wohlfahrt und der Gebrechen seines Vaterlandes den aufrichtigen Willen verbindet, die sichersten Rettungs- und dauerhaftesten Verbesserungsmittel ausfindig zu machen und von wahrer Menschenliebe entzündet, ohne Ansicht einer Partei oder einer Person und damit Verleugnung seines eigenen Nutzens oder Schadens, sie geltend zu machen versucht“: Gemeinwohl geht vor Eigennutz.

Ich will es bei diesen kurzen Hinweisen belassen, – wer das im einzelnen nachvollziehen will, der sei auf den Artikel von Hans Jürgen Busch/Ulrich Dierse im „Historischen Wörterbuch der Philosophie“ s. v. (1989) und Volker Kronenbergs Buch „Patriotismus in Deutschland“ (2004) verwiesen – und will vor diesem historischen Hintergrund noch einmal die vier Ebenen des Begriffs herausheben.

Erstens: die Liebe zum Vaterland, das heißt, zunächst einmal steht die eigene Nation im Blick, für die man sich verantwortlich empfindet, die mir etwas wert ist. Wir ha-

ben uns hierzulande angewöhnt, Verantwortung hypermoralisch zu verstehen und in möglichst weite Ferne zu verlegen: Der Kaffeebauer in Nicaragua scheint uns näher zu stehen als der Nachbar, der hilfsbedürftig ist. Das scheint daran zu liegen, daß das eine vergleichsweise mühelos zu handhaben ist, zugleich einen hohen moralischen Anspruch suggeriert, tätige Hilfe dem kranken Nachbarn gegenüber hingegen tätigen Einsatz verlangt und nicht auf die Wolken weltumspannender Solidarität trägt. Um nicht mißverstanden zu werden: Natürlich tragen wir Deutschen für die Welt und in der Welt Verantwortung, etwa für die Durchsetzung der Menschenrechte. Aber es war doch eine merkwürdige Vorstellung, die man sich auch nur ideologisch oder durch Blauäugigkeit erklären kann, daß die von Mafiabanden natürlich ausgenutzte Reisefreiheit von Ukrainern Vorrang habe vor den Arbeitsmarkt- und Sicherheitsinteressen des eigenen Volkes. Sollen wir Deutschen etwa dadurch zur „Weltoffenheit“ erzogen werden, daß wir den Zuzug in Schwarzarbeit, Zwangsprostitution und in die Sozialsysteme als Befreiung von nationaler Verengung auch noch begrüßen sollen?

Das aktive, dem einzelnen auch mögliche und ihn fordernde Leben von Verantwortung beginnt „zu Hause“, in der Familie, in der Nachbarschaft, im Betrieb, im Nahraum des eigenen Lebens, eben dort, wo („gestufte“) Verantwortung wirklich auszuüben und erfahrbar ist. *„Im Hause, in der Familie muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland“*, auf diese schöne Formel hat das einmal Adolf Kolping gebracht.

Zum Zweiten: die Gemeinwohlbezogenheit. Patriotismus stellt eigene Interessen, Neigungen und Bedürfnisse hinter das allgemeine Wohl zurück, fordert also Opferbereitschaft für die Gemeinschaft und fordert den Willen, diese Gesellschaft zu verbessern. Bertolt Brecht hat diesen Anspruch 1949 in seiner Kinderhymne auf den schönen

Vers gebracht: „Und weil wir dieses Land verbessern/Lieben und beschirmen wir's/Und das liebste mag's uns scheinen/So wie anderen Völkern ihrs.“ Dahinter steht also gerade nicht die Maxime „whright or wrong – my country“. Charles de Gaulle formulierte einmal: „Patriot ist jemand, der sein Eigenes liebt, aber das Andere achtet“.

Patriotismus kann in Nationalismus umschlagen, aber sie sind nicht identisch: Nationalismus bedeutet, gegen sich selbst kritiklos zu sein, Patriotismus setzt hingegen kritische Distanz und den Willen zu verbessern frei. Keith Chesterton, der Autor des „Pater Brown“, hat das einmal auf das Bild gebracht: „Egal ob betrunken oder nicht – es ist immer noch meine Mutter.“ Das heißt aber auch: Ich tue alles, um meine Mutter von der Flasche wegzubekommen.

Zum Dritten: Patriotismus, Freiheit, Demokratie als Freiheit sichernd und Freiheit garantierend werden immer wieder eng zusammen gedacht. Das heißt umgekehrt: Eine Rahmenbedingung für die Entwicklung eines „echten“ Patriotismus ist das Entstehen für Freiheit und Demokratie, daher hat Patriotismus einen emanzipatorischen Impuls. Denn nur unter den Bedingungen von Freiheit und Demokratie ist die moralische, nicht die erzwungene Entscheidung für oder gegen etwas möglich.

Und schließlich zum Vierten: Patriotismus und Weltbürgertum schließen sich keineswegs aus, vielmehr ist die Verwurzelung im eigenen Lebenskreis Voraussetzung für eine kosmopolitische Grundhaltung. Wie Ralf Dahrendorf es einmal auf die knappe Formel brachte: „Patriotismus ist die Voraussetzung des Weltbürgertums.“

Denn Kosmopolitismus heißt ja nicht: Alles Fremde unterschiedslos hinnehmen, heißt vielmehr: Fremdes zu bewerten und damit auszuwählen nach besser und schlechter. Dazu bedarf es des Maßstabs, der ja zunächst nur der eigene, der der eigenen Kultur sein kann. In unseren Tagen, in denen sich die Welt immer mehr zum „global village“,

zum globalen Dorf, auswächst, in der Mobilität und Flexibilität einen immer höheren Tribut fordern, spüren wir, daß wir des Halts, der Fluchtorte, „der Heimat“ bedürfen, um nicht ortlos, wurzellos zu werden.

Günstige Rahmenbedingungen?

Wenn wir diese vier Bestimmungen aus der Begriffsgeschichte auf unsere heutige Situation übertragen, so sind die genannten Rahmenbedingungen eigentlich gegeben: Wir leben in demokratischen, freiheitlichen Verhältnissen, wir haben eine Verfassung, die Menschenwürde und Freiheit an die erste Stelle rückt, und leiten daraus auch den universellen Anspruch ab, durch unsere Außenpolitik Freiheit und Menschenwürde in allen Staaten der Welt zu verankern. „Kritikfähigkeit“ ist schon schulisches Lernziel. Und schließlich sind wir Deutsche sicher Kosmopoliten, schon unser Alltag integriert eine Fülle fremdkultureller Einflüsse, aus deren Reservoir wir uns beliebig bedienen, von der Pizza bis zur Grappa, vom Döner bis zur spanischen Paella, all das ist völlig normal, und als Reiseweltmeister sind wir ebenfalls unschlagbar. Wir scheinen die historischen Rahmenbedingungen für einen „gesunden“ Patriotismus allesamt zu erfüllen, daher müßte uns auch Patriotismus eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein, und manche Beobachter behaupten ja auch, die Patriotismusdebatte laufe den realen Verhältnissen in Deutschland hinterher.

Und dennoch: Wir tun uns mit dem Begriff schwer. Offenbar ist es bei uns keineswegs selbstverständlich, von der „Liebe zum Vaterland“ zu sprechen, sonst wären die Reaktionen auf das Bekenntnis des Bundespräsidenten zu Beginn seiner Amtszeit nicht so intensiv gewesen, teils verlegen, teils abwehrend, teils zögernd-zustimmend, aber immer mit einem erstaunten Unterton, als ob es ungehörig

wäre, für Deutschland etwas einzufordern, was unseren Nachbarn eine Selbstverständlichkeit ist und was sich dort in einer Vielzahl von integrierenden Bezügen ausdrückt, die Gemeinsamkeit, Zusammengehörigkeit und dadurch Abgrenzung (nicht Ausgrenzung) verankern: in Symbolen, in Festen, in Bildung und Erziehung, in der Staatsrepräsentation, in Bauten usf. Auch Angela Merkel und die CDU wurden in der Presse keineswegs freundlich behandelt.

Von deutschen Problemen

Damit sind wir bei der Frage, warum wir uns so schwer damit tun, und dafür gibt es meines Erachtens mehrere Gründe, die man im einzelnen kurz erörtern muß.

„Liebe zum Vaterland“ setzt voraus, daß das Vaterland definiert ist. Unser Vaterland ist Deutschland, wir sind Deutsche, der Staatsbürgerschaft nach, ausgewiesen in Personalausweis und Pass. Aber was ist „Deutschland“? Ein schwieriges Vaterland. Von „Deutschland“ können wir eigentlich erst wieder seit 1989/90 sprechen; noch 1984 erschien eine Schrift unter dem Titel „Vaterland Bundesrepublik?“ Es ist ein Deutschland, das durch Amputationen hindurchgegangen ist, die in der Geschichte der europäischen Staaten beispiellos sind. 1871 die kleindeutsche Lösung, 1939 das Großdeutsche Reich, 1945 Amputation eines Drittels des deutschen Reichsgebietes mit 800 Jahre alten deutschen Kulturlandschaften – Ostpreußen, Pommern, Schlesien –, die über Preußen die deutsche Geschichte sehr viel stärker geprägt haben als der Westen, als das Gebiet der ehemaligen Bundesrepublik. Schließlich die Teilung in zwei Staaten mit unterschiedlichen Gesellschaftssystemen, unterschiedlichem Geschichtsverständnis, unterschiedlichen mentalen Orientierungen. Ist es

uns schon gelungen, dieses Deutschland nach 1989 bereits wieder als ein neues Ganzes zu empfinden? Wird es nicht mindestens noch eine Generation dauern, bis die unterschiedlichen Prägungen, die ja auch nicht unabhängig sind von den ebenfalls unterschiedlichen realen Lebensverhältnissen, sich angeglichen haben?

Eine Nation vermittelt sich über Symbole. Ich will hier die gebrochene Geschichte der deutschen Nationalsymbole nicht skizzieren, aber jeder weiß doch um die Schwierigkeit, die wir schon mit der ersten Strophe des Deutschlandliedes hatten und haben, obwohl es – 1841 gedichtet – damals ein Appell zu Einheit und Freiheit war, kein chauvinistisches Kampflied. Und die Pfeifkonzerte bei öffentlichen Bundeswehrgelöbnissen, bei denen sich ja Staatssymbolik besonders verdichtet, lassen sich der Berichterstattung regelmäßig entnehmen. Der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt hat über sein eigenes Kanzleramt in Bonn einmal gesagt, es habe den Charme einer Sparkassenfiliale. Welchen ästhetischen Charme das heutige Bundeskanzleramt verströmt, mag jeder selbst beurteilen, der einmal davor gestanden hat. Jedenfalls sieht es in Paris, London oder Washington oder auch in Moskau schon etwas anders aus. Und schließlich war es mehr als nur stillos, wenn ein deutscher Bundestagsabgeordneter die deutsche Nationalhymne auf Türkisch singen lassen, die GEW sie aus den Schulen verbannen will („Stimmung des Nationalsozialismus“) oder Walter Jens sie als „unsäglich“ bezeichnete: Wer wisse heute noch, was „des Glückes Unterpfand“ sei (nach diesem Maßstab könnte man die ganze deutsche Literatur vor 1900 „anpassen“, was ein deutscher Schulbuchverlag bei Storms „Schimmelreiter“ ja auch schon vorgebracht hat). Oder wenn PDS-Kreise gegen Schwarz-Rot-Gold mobil machen (stehe „für eine auf Ausgrenzung basierende nationale Zusammengehörigkeit“) oder die vormalige Bundesregierung den einzigen nationalen Feiertag, den

wir haben, den 3. Oktober, aus völlig unbeweisbaren fiskalischen Gründen verschieben wollte. Das verrät mehr als nur ein gebrochenes Verhältnis zu dem, was 1989/1990 unserem Volk gelungen ist.

Damit verbunden ist unmittelbar die Frage: Was ist „deutsch“? Diese Frage führt auf das Problem der sogenannten deutschen Identität, denn Patriotismus setzt Identität voraus, setzt voraus, daß man sich über das, was man selbst ist, im reinen ist. Identität, der Begriff stammt aus der Individualpsychologie, wird dann auf Völker und Nationen übertragen, heißt: Wissen, woher ich komme, Zusammengehörigkeit, Differenz zu anderen und dadurch Bei-sich selbst sein. George Bernard Shaw stellte einmal lapidar fest: „Eine gesunde Nation ist sich ihrer Nationalität so wenig bewußt wie ein gesunder Mann seiner Knochen.“ Mißt man an diesem Ausspruch die Zahl von Abhandlungen zur „Identität der Deutschen“, dann wird man den publizistischen Ausstoß weniger als Gesundungsprozeß, sondern vielmehr als Symptom einer tiefen Bewußtseinskrise deuten können. Allerdings ist das so neu nicht: „Es kennzeichnet die Deutschen, daß bei ihnen die Frage ‚was ist deutsch?‘ niemals ausstirbt“, hat bereits Friedrich Nietzsche formuliert.

Identität ist ein abstrakter Begriff, er muß sich konkretisieren, um faßbar zu werden. Wodurch bildet sich Identität, als Voraussetzung für Patriotismus? Da wir unser Menschen- und Wertverständnis im Grundsatz mit allen europäischen („westlichen“) Staaten teilen, wird schon jetzt deutlich, daß „nationale“ und das, was man „europäische“ Identität nennt, nicht im Widerstreit stehen, sondern sich ergänzende und aufeinander verweisende Teilidentitäten bestehen, die bei den europäischen Architekturprinzipien als Schnittmengen erscheinen, so daß „Europa“ nicht nur als ökonomische und politische Einheit begriffen werden muss, auf die die Nationen zunehmend ihre politische Souveränität übertragen (dadurch überholt sich der klassische, bis Mitte des 20. Jh.s do-

minante Nationbegriff des 19. Jh.s), sondern als Wertegemeinschaft. Und da diese Wertegemeinschaft wiederum auf gemeinsamen „europäischen“ oder „westlichen“ oder „abendländischen“ kulturellen Grundlagen beruht, auch als Kulturgemeinschaft. Allerdings nutzt es wenig, sie nur abstrakt zu beschwören, wenn man sie nicht – primär über Bildung – mit konkreten Inhalten über ihre Wurzeln seit der Antike verbindet. Nicht nur hier vergrößert sich ständig der Abstand zwischen appellativer Beschwörung „oben“ und konkretem Wissen „unten“.

Daraus folgt aber zugleich:

„Verfassungspatriotismus“ reicht nicht aus; für Dolf Sternberger, den Vater des Begriffs, verstanden sich vorangehende Identitätselemente von selbst, in die der Verfassungspatriotismus eingebettet wird. Er wußte, daß die geistige „Heimat“, um die es ging, mehr umfaßt als nur die Verfassung, „Verfassungspatriotismus“ vielmehr die vorgängige Verankerung in Heimat, Sprache, Geschichte und Kultur voraussetzt, daher nur ein additives, darin gründendes, nicht ein ersetzendes Element sein kann.

„Teilidentität“ meint dann schließlich, daß eben dieser Überschuß bleibt, der nicht vergemeinschaftet werden kann, sondern die Besonderheit, also die Identität der Nationen als Geschichts-, Sprach-, Kultur-, Religionsgemeinschaft ausmacht. Dieser kulturelle Nationbegriff wird auch in Europa weiterhin Bestand haben, die neu in die EU aufgenommenen mitteleuropäischen Staaten haben hier jedenfalls keine Probleme.

Ein kleines Gedankenexperiment

Machen wir ein kleines Gedankenexperiment. Was wäre, wenn sich ein deutsches Bundesland an Frankreich anschließen würde? Auch Frankreich verfügt über eine frei-

heitliche Ordnung, im Detail sicher anderes, aber im Grundsatz Deutschland vergleichbar. Das heißt, der Wechsel in ein anderes Land würde bezogen auf das Wertsystem keinen Einfluß ausüben, man müßte sich höchstens an neue Verfahren und neue konkrete Einzelbestimmungen in den Gesetzen gewöhnen. Aber vieles andere würde sich ändern! Ändern würde sich der ganz normale Alltag, die Lebensart, die Lebensweise. Ändern würde sich die Sprache und damit der Zugang zu Kultur und Welt. Ändern würde sich die Geschichte, mit der man konfrontiert wird und die jetzt eine französische wäre. Ändern würde sich die nationale Zugehörigkeit, man ist jetzt Franzose und kein Deutscher mehr, damit ändern sich die nationalen Belange, Sorgen, Herausforderungen.

Dieses kleine Experiment führt unmittelbar auf die Frage, was denn eigentlich eine Nation ausmache. Was macht Belgien – ein Dreisprachenstaat – zur Nation, oder die Schweiz – ebenso –, oder Italien oder eben Deutschland? Es sind immer wieder dieselben Bezugspunkte, die hier in unterschiedlicher Intensität und in unterschiedlicher Reichweite eine Rolle spielen. Es kann die Religion sein, wie der Katholizismus, der in Polen oder auch in Italien eine bedeutende integrierende Rolle spielt. Es kann die gemeinsame Sprache sein, aber deutsch spricht man auch in der Schweiz oder in Österreich. Es kann die gemeinsame Geschichte sein, die Nation als historische Schicksalsgemeinschaft, es kann das je eigene kulturelle Erbe sein, die Nation als „Kulturgemeinschaft“. Und diese Faktoren sind es, durch die primär Zugehörigkeit empfunden wird.

Manfred Hättich hat einmal von der „Unentbehrlichkeit der Vaterländer“ gesprochen, und er machte damit auf die einfache, natürliche Gegebenheit aufmerksam, daß ein emotionales Verhältnis zu den Lebenskreisen, in die man hineingeboren wurde und in denen man aufgewachsen ist, was mithin „Heimat“ darstellt, eine ganz natürliche Gege-

benheit ist und durch Liebe, Stolz, Respekt, Zuneigung, Sympathie, Wohlwollen gekennzeichnet werden kann. „Vaterland“, das ist der äußere Ring diverser Lebenskreise (Familie, Gemeinde, Arbeitswelt usw.), die er umschließt.

Ich will hier den Begriff der „Heimat“ nicht idealisieren. „Heimat“ wird häufig erst dann positiv und intensiv erfahren, wenn sie verloren ist. Aber die frühesten Erfahrungen, die jeder von uns macht, beginnen im Nahraum, Heimat ist der Ort, an dem das erstmals erfahren und verinnerlicht wird, was dann zur Selbstverständlichkeit wird: die Begegnung der Generationen, das Erlernen der Sprache, auch heute noch häufig des Dialekts, die Begegnung mit Geschichte, auch die der Familie, die ihre Geschichtsbilder vermittelt, die selbst wiederum in die „größere Geschichte“ eingebettet sind, die Vergangenheit des Ortes mit Architektur und Denkmal, der Kirchengang, der erstmals mit Religion konfrontiert, mit Symbol und Geheimnis. Natürlich geht im Laufe jedes individuellen Lebens vieles davon verloren, wird abgelegt, wird verdrängt oder schwächt sich ab. Aber auf der „inneren Landkarte“ zahlloser Menschen existiert „Heimat“ weiter, voll kindlicher Gefühle und Erinnerungen. Es war daher ein fatales Signal, daß nach 1970 aus den Lehrplänen unserer Grundschulen der Begriff „Heimatkunde“ eliminiert worden ist, übrigens ohne stichhaltige pädagogische Begründung (s. Hinrichs, 1991). Denn wenn man das Land, das Kollektiv, zur „Heimat“ werden läßt, dann bleiben wenn auch auf einer höheren und abstrakteren Ebenen die Faktoren, die dort wie hier Gemeinschaft stiften: Sprache, Geschichte, Kultur, Religion, schließlich die Werteordnung, die freilich nicht exklusiv ist, sondern die wir mit den anderen „westlichen“ Staaten teilen. In den Ländern und Regionen gilt es, das vorhandene kommunale und regionale Bewußtsein zu stärken, durch „Geschichte vor Ort“, durch Traditions- und Kulturpflege, auch wenn es die Neugliederung der Länder

nach 1945 erschwert, außerhalb von Bayern, Sachsen oder Thüringen ein spezifisches Länderbewußtsein zu entwickeln: Man ist auch weiterhin eher Rheinländer oder Westfale, weniger „Nordrhein-Westfale“, aber was besagt das schon für unseren Kontext.

Zwischen Autoaggression, Vernachlässigung und Indifferenz

Patriotismus kann man nicht über Nacht kreieren, „Fußballpatriotismus“ ist Event, nicht nachhaltig, gutgemeinte Kampagnen – „Du bist Deutschland“ – verkennen, daß es mittelfristiger, wenn nicht langfristiger Prozesse der Verankerung bedarf, die wiederum das kontinuierliche und zielgerichtete Zusammenspiel mehrerer Ebenen verlangen. Nur mit Klinsmann, Fahنشwenken und „Schwarz-Rot-Geil“ ist es sicher nicht getan, denn das wird sich wieder legen. Es bedarf vielmehr der Eliten, des persönlichen Vorbilds, der Medien; es bedarf des gesellschaftlichen und politischen Konsenses über den kulturellen Auftrag der Bildungseinrichtungen und die Umsetzung entsprechender, in Landesverfassungen und Schulgesetzen ja auch formulierter Lernziele, es bedarf wieder der Pflege der genannten Faktoren. Denn nehmen wir sie eigentlich noch erst? Wie gehen wir mit uns selber um? Würde, Selbstachtung: versunkene Leitbilder?

Der Schriftsteller Günther de Bruyn hat das offensichtliche „deutsche“ Zerwürfnis mit sich selbst auf folgende Formel gebracht: „Will man hinter der Postulierung des Postnationalen nicht die Absicht vermuten, nationaler Schuld nicht mehr gedenken zu müssen, muß man aus ihr doch den Schluß ableiten, daß die Deutschen wieder einmal besser und weiter sind als die Nachbarnationen, die noch naiv ihre nationalfarbenen Fähnchen schwenken und sich gar über die Schönheit und Unverwechselbarkeit

ihrer Sprache Gedanken machen, während wir Deutschen diese Kindheitsetappe längst hinter uns haben, wieder einmal zur Genesung der Welt am deutschen Wesen bereit.“

Es herrscht seit Jahren die unselige deutsche Neigung, sich selbst permanent schlecht zu reden. Verfolgt man über einige Zeit die Themen in Sonntagstalkshows, so hat man den Eindruck, daß wir permanent am Abgrund leben. Obwohl PISA 2003 deutliche Verbesserungen beim Leistungsstand unserer Schüler belegte, ohne daß die Maßnahmen der KMK schon hätten greifen können, wurde in den Medien herumlamentiert, es sei alles noch schlimmer geworden. Und natürlich ist die deutsche Wissenschaft und Forschung immer noch Weltspitze, woher käme sonst die Nachfrage aus Amerika?

Wir demotivieren uns permanent selbst, wo bleibt das Positive?, hat Erich Kästner einmal gefragt, ja wo bleibt es eigentlich? So schlimm kann es um ein Land doch nicht stehen, das Abermillionen für Flutopfer in Ostasien spendet und sich als Weltmeister im Spenden entpuppt.

Dieses autoaggressive Syndrom schlägt sich auch genau gegenüber den Faktoren nieder, die wir als identitätsstiftende skizziert haben.

Beginnen wir bei der Sprache: Die Präsidentin des Kulturinstitutes Jutta Limbach hat das „unterkühlte Verhältnis“ der jüngeren Generation in Deutschland zur eigenen Muttersprache beklagt und besonders die um sich greifende Manie der Anglizismen als „anbiedernde Bereitschaft“ bezeichnet, um Internationalität zu demonstrieren. Statt aber eine fördernde und bewußte Sprachpolitik (wie die Franzosen sie vormachen) zu betreiben, betreiben wir eine sogar nach dem Eingeständnis einer beteiligten Ministerin gescheiterte, nur aus „Staatsraison“ durchgesetzte Rechtschreibreform, haben im Vergleich zu anderen Ländern den geringsten Anteil muttersprachlichen Unterrichts an unseren Schulen, wollen schon 8jährige Grundschüler

mit Englisch oder Französisch beglücken (worauf umgekehrt in England oder Frankreich kein Mensch käme), haben offenbar nichts dagegen, wenn das Deutsche als Wissenschaftssprache immer weiter verschwindet, kommen erst jetzt darauf, daß Zuwanderer deutsch lernen sollten, finden „Kanakisch“ schick und lieben es, noch die letzte Banalität auf „Denglisch“ auszudrücken. Als ob es weltoffen wäre, wenn der Hausmeister jetzt facility manager heißt oder der Bahnschalter Service Point. Es mag als ermutigendes Signal gelten, wenn Bundestagspräsident Norbert Lammert Deutsch als Landessprache im Grundgesetz verankern will; vielleicht hätte das auch bildungspolitische Konsequenzen.

Die Mißachtung der Sprache bedeutet zum zweiten die generelle Mißachtung unserer Kultur, denn nur über Sprache vermittelt sich Kulturelles. Wir aber schaffen den kulturellen und allgemeinbildenden Auftrag von Schule immer mehr ab und sind schon glücklich, wenn wir bei PISA „Basisqualifikationen“ erreichen können, Lesen, Schreiben, Rechnen und Computerspielen, was weder hinreichend gelingt noch hinreichen wird, unser kulturelles Erbe zu tradieren. Aber wie auch, wenn das historische und kulturelle Wissen gerade der jungen Generation nachweisbar immer mehr gegen Null tendiert, auch bezogen auf die Zeitgeschichte, von ferner liegenden Epochen ganz zu schweigen. „Es gibt eine wachsende Desorientierung. Unser kulturelles Gedächtnis löst sich auf“, so Hans Ottomeyer, Direktor des Deutschen Historischen Museums, kürzlich im „Spiegel“.

Vor wenigen Jahren hat Friedrich Merz den Begriff der Leitkultur, der deutschen Leitkultur, in die politische Diskussion gebracht (der Begriff stammt von dem Politologen Bassam Tibi), damals öffentlich verworfen, Bundestagspräsident Norbert Lammert hat ihn 2005 revitalisiert, jetzt mit Zustimmung. Nun wird niemand bestreiten können,

daß es eine historisch gewachsene, das gesellschaftliche und politische Leben prägende Ortskultur, „dominierende“, also Leitkultur *in* Deutschland gibt. Ich betone das „in“, weil schon der Begriff „deutsche Kultur“ Probleme aufwirft. Versteht man darunter Kunst und Kultur im engeren Sinne, so ist auch die „deutsche“ ohne die europäische in Spannung und Ausgleich nicht zu denken, wengleich es sicher eine deutsche Eigenheit bleibt, daß sie ihre Vielfalt und Qualität einer föderalen Hofkultur verdankt: Lessing, Goethe, Schiller, Kant, Hegel, Bach, Mozart usf. wirkten im deutschen Sprach- und Kulturraum, waren und sind aber europäisches, heute weltweites Gemeingut. Daher geht es auch gar nicht um die tiefsinnige Frage, was daran denn nun eigentlich „deutsch“ sei (die sich wohl am ehesten noch für die deutsche Philosophie beantworten ließe, aber auch die ist heute globalisiert), es geht darum, daß diese Namen zum deutschen Kulturerbe gehören wie Shakespeare zum englischen oder Molière zum französischen oder Dante zum italienischen und daher besonderer „nationaler“ Pflege auch und gerade in den Bildungseinrichtungen bedürfen. Es ist schwierig, als Deutscher auf Dante oder Molière „stolz“ zu sein“, auf Goethe und Bach und viele andere mehr können wir es sein, sie sind nun einmal Glieder „unserer“ Kulturgemeinschaft.

Es geht auch nicht um Mode – ein Kopftuch ist als Geschmackssache unproblematisch – oder um Essen, um deutsche Literatur oder Musik – hier gelten das „multi-kulti“ und individueller Geschmack unhinterfragt.

Zu unserer „deutschen“ Kultur gehören aber politische und gesellschaftliche Standards, die man nicht mehr unterschreiten kann. Nur der, der von diesen kulturellen Üblichkeiten abweichen will, muß eine Begründung vortragen. Das bedeutet, daß nicht alles, was kulturell begründet oder begründbar ist, gleichzeitig gelten kann, jedenfalls nicht in ein- und derselben Gesellschaft. Gemeint ist dann

nur die Selbstverständlichkeit, daß hierzulande ein („europäisches“/„westliches“) Wertesystem gilt, auf dessen Boden sich derjenige, der insbesondere aus fremden Kulturen zu uns kommt, zu bewegen habe, daß diese mehrheitliche, daher eben „dominierende“, durch das Grundgesetz und durch Recht und Gesetz festgelegte Werteordnung die Orientierungsmarke ist, an der sich Zuwanderer eben primär zu orientieren hätten, mehr jedenfalls als an mitgebrachten Sitten und Gebräuchen oder eigenen religiösen Einstellungen. Daher steht eben die Scharia nicht über dem deutschen Recht, sind „Ehrenmorde“, Beschneidung, Zwangsverheiratung, Kinderehen, Benachteiligung der Frau, Stier- oder Hahnenkämpfe und weitere derartige Erscheinungen hierzulande nicht zulässig, mögen sie auch in anderen Kulturkreisen zum Standard gehören.

In Deutschland hat man über Jahre so getan als ob das eigentlich keine Rolle spiele und hat dem Entstehen von Parallelgesellschaften und Gettos ungerührt zugesehen. Erst jetzt entdecken wir auf breiter Front wieder, daß es um die Selbstbehauptung unserer eigenen Kultur geht und daß entsprechende Maßnahmen zugunsten der Sprachbeherrschung, staatsbürgerlicher und historischer Grundkenntnisse und berufsintegrierender Qualifizierung durchgesetzt werden müssen, und zwar nicht nur als Bring-, sondern v. a. als Holschuld.

Auch was die Religion angeht, so sind wir nicht nur zunehmend religiöse Analphabeten – nur 48 % der Deutschen wissen überhaupt, warum wir Pfingsten, den „Geburtstag der Kirche“, feiern (Emnid 2006) –, wir haben uns in Deutschland zudem angewöhnt, Toleranz mit Gleichgültigkeit zu verwechseln. Wir haben offenbar völlig vergessen, daß die Prinzipien unserer freiheitlichen Demokratie, Menschenwürde und Freiheit, sich nur durch Rückgriff auf das christliche Menschenbild begründen lassen. Eine Kultur die sich permanent selbst relativiert, weckt keine

Sympathie, weckt keine Neugier, sie wird vielmehr verachtet. Das erleben wir tagtäglich. Die Architekturprinzipien unserer Verfassung selbst, werden sie über historisch-politische Bildung noch hinreichend vermittelt, kommt der Wert unserer Ordnung überhaupt noch „über“? Begreifen die Bürger eigentlich noch, daß sie in einer Ordnung leben, die es wert ist, verteidigt und behauptet zu werden? Schließlich das Stichwort „Gemeinwohl“. Natürlich ist der Begriff formal, was jeweils „Gemeinwohl“ ist oder dafür gehalten wird, entscheidet sich in der politischen Auseinandersetzung. Aber kommt Politik noch so „über“, als ob es ihr darum überhaupt geht? Wenn der Eindruck sich noch weiter verbreitet, als er schon verbreitet ist, mit kräftigem Rückenwind der Boulevardpresse, Politik sei v. a. durch Machtbesessene und Abzocker geprägt. Die Deutsche Bank muß kein Vorbild sein, sie muß Gewinne einfahren, bei der Politik wird Vorbildfunktion zu Recht von den Bürgern eingefordert, die ihr das Mandat erteilen.

Letztendlich unsere Geschichte. Ein ganz heikles und schwieriges Feld. Völker gründen sehr tief in ihrer eigenen Geschichte, das ist bei uns Deutschen nicht anders. Nur: die deutsche Geschichte ist eine gebrochene Geschichte, bis heute belastet durch die Katastrophe der Jahre 1933 bis 1945, und darauf konzentriert sich auch die „Erinnerungskultur“ der Bundesrepublik, weil ihre Staatsraison darauf gründet. Kann man aber ex negativo positive Identität entwickeln?

Natürlich bleibt die Erinnerungskonstante Holocaust, mit der Singularität des industriell organisierten Holocaust werden wir zu leben haben. Aber ein ausschließliches Schwergewicht auf zwölf Jahre deutscher Geschichte stellt eine zu enge Perspektive dar. Michael Stürmer hat 1985 formuliert, daß „in geschichtslosem Land die Zukunft gewinnt, wer die Erinnerung füllt, die Begriffe prägt und die Vergangenheit deutet“. Daher bedarf es komplementär der Pflege positiver Geschichtsbilder – gerade auch der Jahre

nach 1945 –, der „Freiheits- und Humanitätstradition der deutschen Geschichte“ (Hans Joachim Meyer), der Pflege positiver Symbole. Sicher: Die erste deutsche Diktatur ist von außen beseitigt worden, und der 8. Mai 1945 hat ein doppeltes Gesicht: ein Tag der Befreiung *und* ein Tag der Niederlage. Aber was wir daraus an Konsequenzen gezogen haben, das müsste uns ebenso mit Stolz erfüllen wie die Tatsache, daß wir uns der zweiten Diktatur auf deutschem Boden, die uns von außen aufgezwungen wurde, selbst entledigt haben. Und es bedarf als Ausdruck der Kulturation der Vermittlung unseres großen kulturellen Erbes; Kant-, Schiller- oder Einstein-Jahr verweisen auf die positiven Leistungen deutscher Geschichte und Kultur. Mit Datum vom 20. Dezember 2004 schrieb uns Adolf Muschg, der vormals amtierende Präsident der Berliner Akademie der Künste, unter der Überschrift „Den Deutschen mangelt es an Selbstachtung“ folgendes ins Stammbuch: „Der Darstellung der deutschen Kultur nach außen (und innen) liegt ein Selbst-Achtungsproblem zu Grunde.“ Die Fixierung unseres Selbstverständnisses, und insbesondere unserer politischen Klasse, auf die Figur Adolf Hitlers führe, so Muschg, zu einer „kollektiven Neurose“, die sich in der Attitüde bemerkbar mache: „Wenn wir schon nicht die Besten sein können – daß wir die Schlimmsten sind, lassen wir uns nicht nehmen.“ Und er schließt mit einem Satz: „Ich schäme mich der Indifferenz, mit welcher Deutsche ihren spezifischen Beitrag zur Weltzivilisation behandeln.“

„ubi bene, ibi patria“?

Dieses geflügelte Wort wird immer wieder auf Cicero zurückgeführt, inhaltlich stimmt das auch, aber die elliptische Formulierung ist der Kehrreim bei Friedrich Hückstädts Kommerslied:

„Überall bin ich zu Hause, überall bin ich bekannt“ (Rostock 1806). Ciceros Variante (Tusc. 5,37): patria est ubicumque est bene, wohl ein Vers des Pacuvius, geht auf Aristophanes zurück (Plut. 1151), allerdings ist der Kontext ein anderer, als wie es immer gerne suggeriert wird: Bei Aristophanes ist es ein schlagfertiges Bonmot, mit dem Hermes sich aus dem Himmel verabschieden will, bei Cicero geht es um den echten Weisen, den wahren Philosophen, den auch Verbannung, Vertreibung aus der Heimat in der Seelenruhe nicht verletzen können, vor allem jene Epikuräer nicht, denen die „Lust“ (voluptas) als das Höchste gelte; auf diese träfe dieses Wort besonders zu, für sie wird es auch zitiert. Bei seiner eigenen Verbannung aus Rom nach 60 v. Chr. hat sich Cicero freilich nicht als wahrer Philosoph erwiesen, jedenfalls jammert er fürchterlich über seinen Zustand: „Tränen treten mir in die Augen, ich kann nicht mehr“, „Unglück und Elend“ (Att. 3,10). Er war eben doch ein römischer Patriot.

Anmerkung

¹ Vgl. auch Köcher, Renate, Ein neuer Patriotismus?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16. August 2006 (Allensbach-Umfrage). Allerdings kommt sie auch zu dem Ergebnis: „Trotz der zunehmenden Identifikation mit dem Land, trotz des großen Stolzes auf das, was Deutschland an Leistungen und Stärken vorzuweisen hat, verschwimmen gleichzeitig die Vorstellungen von der kulturellen Identität Deutschlands.“